

SWR2 Essay

In der Wunderwelt der Wünsche

Von Valentin Groebner

Sendung: Montag, 21. Dezember 2020

Redaktion: Michael Lissek

Regie: Maidon Bader

Produktion: SWR 2020

SWR2 Essay können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:
<https://www.swr.de/~podcast/swr2/programm/swr2-essay-podcast-104.xml>

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...
Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

Die Essay-Redaktion warnt:

Das Lesen von Radio-Manuskripten

kann Ihren Hörgenuss

nachhaltig beeinträchtigen!

Laden Sie sich das AUDIOFILE herunter!

Wir leben in der aufgeklärten westlichen Moderne: Aber nicht zwischen dem 6. und dem 25. Dezember. Da glauben wir an Götterbilder von Santa Claus und dem Christkind, an Rudolf das Rentier und die blonden Engel mit Weihnachtsstern, Ochs und Esel. Wie christlich sie sind, ist eher unklar. Eher ähneln sie den bunten Hindugöttern, die sich ineinander verwandeln können, ein polytheistischer Konsumhimmel voller Zimtsterne, Schokoladeengel und Stofftiere. Neuzugänge sind jederzeit willkommen.

Die Pressesprecherin der Firma Steiff in der Süddeutschen Zeitung vom 28. November 2014: "Der Teddybär gehört einfach zu Weihnachten." So wie das Wünschen. Weihnachten ist sein eigenes Kindchenschema. Wir glauben nicht nur an Stofftiere und an Pressemitteilungen, sondern auch an unseren eigenen Glauben an die Tradition, und diese Tradition ist eine ländliche Szenerie, tief verschneite Idylle zwischen Tannenbäumen. Die heile Welt von früher, aus der wir – auch daran glauben wir – eigentlich kommen. Und dorthin wünschen wir uns wieder zurück, alle Jahre wieder, im Namen der Familie.

Ob meine Tochter je an das Christkind oder den Weihnachtsmann geglaubt hat, weiss ich nicht; die Erwachsenen tun das ohnehin für sie. Meine Nachbarn stellen jedes Jahr Ende November ein Schild ins Treppenhaus: „Santa please stop here“. Die vom Haus gegenüber hängen eine lebensgrosse rotweisse Plastikfigur an ihre Fassade, der mit Bart, Mütze und Sack auf ihr Schlafzimmerfenster zuklettert. Tun die das eigentlich für uns andere oder für sich selbst?

Schwer herauszufinden. Weil Weihnachten das Fest der Pflicht ist, und die Pflicht heisst: Du sollst wünschen. Infantilisierung, so lernt man jedes Jahr im Dezember, ist eine sehr ernsthafte Angelegenheit. Und regiert wird sie vom Herrn der Wünsche, dem Weihnachtsmann. Der Heilige Nikolaus hat Migrationshintergrund, er kommt aus der heutigen Türkei. Seine Reliquien kamen im 11. Jahrhundert nach Süditalien, und die Wundergeschichten, mit denen er im Mittelalter populär wurde, sind alle ein bisschen unheimlich: Einem Mann, der wegen Schulden seine drei Töchter in die Prostitution verkaufen muss, gibt der Heilige anonym einen grossen Goldklumpen. Drei Knaben, die ein Gastwirt aus Habgier getötet, zerstückelt und eingesalzen hat, um sie seinen Gästen als Essen vorzusetzen, macht der Heilige wieder heil und lebendig. Er ist deswegen der Beschützer der Kinder, aber was hat das mit Weihnachten zu tun?

Nichts. Sondern mit modernen Unterhaltungsmedien. 1847 erschien ein weissbärtiger Alter mit Tannenbaum auf dem Rücken in den Münchner "Fliegenden Blättern" als "Herr Winter"; in Amerika ab den 1860er Jahren als "Old Santa Claus". Seine heutige Form in dicker rotweisser Winterkleidung mit weissem Bart bekam der Weihnachtsmann 1931 – auf einem Werbeplakat für die Firma Coca-Cola. Im selben Jahr 1931 erschien der Disney-Zeichentrickfilm "Santa's Workshop". Im Hauptquartier des Weihnachtsmanns am Nordpol stellen seither fleissige Zwerge die Geschenke her, die er dann mit fliegender Schlitten mit Rentieren zu den Kindern transportiert.

1951 liessen französische Priester, erschrocken vom Erfolg des amerikanischen Imports bei ihren Gläubigen, eine Figur des Weihnachtsmanns in Dijon öffentlich

verbrennen - allerdings ohne Erfolg. Der historische Hl. Nikolaus von Myra wurde 1969 mangels existierender historischer Quellen aus dem Heiligenkalender der katholischen Kirche gestrichen. Und der weltweit grösste Hersteller von Weihnachtsmann-Mützen ist derzeit die Firma Jiang Jiangping in China. So sieht die gute alte Zeit aus, aus der Nähe betrachtet. Aber hören wir deswegen auf, uns zu Weihnachten die heile Welt von früher zu wünschen? Nein, weil Wünschen Verbindungen stiftet: Wer mitwünscht, gehört dazu. Wer sagt, dass er sich etwas anderes wünscht, nicht. Wir sind alle natürlich ganz hochindividuell, aber nicht zu Weihnachten: Es gibt keine Privatfolklore, die gegen den Weihnachtsmann und gegen die Christbaum-, Krippen- und Engelerlebnisswelten ankommt. Weihnachten muss Weihnachten sein. Könnte es sein, dass wir nicht so individuell, selbstständig und autonom sind, wie wir uns gerne vorkommen?

Und vor allem dann nicht, wenn es ums Wünschen geht. "Das Wünschen", hat der Ethnologe Thomas Hauschild in seinem Buch über den Weihnachtsmann geschrieben, "ist wahrscheinlich die einfachste Form der Religion. Es ist die Form, aus der wahrscheinlich alle anderen hervorgegangen sind, Geisterkulte, Hochreligionen und auch noch die Heilserwartung und Unduldsamkeit, die wissenschaftlichen Lehren anhaften können." Und deswegen sollen wir nicht nur zu Weihnachten sagen, was wir uns wünschen, sondern das ganze Jahr über. Ziemlich grosse Teile der Konsumwelt stellen sich als Wunscherfüllungszone dar: Der Pauschalurlaub und der Netflix-account, die Shoppingmall und das Frühstücksbuffet im Wellness-Hotel. "Das ist es, was Du Dir *eigentlich* wünschst", sagt mir jedes Plakat und jeder Werbespot – beziehungsweise nicht nur mir, sondern allen Leuten, die zufällig dran vorbeikommen. "Wir können Gefühle erzeugen und Wünsche wecken", versichern die Werber – sie versichern das nicht unbedingt uns, sondern denen, von denen sie Aufträge möchten.

"Bauknecht weiss, was Frauen wünschen" hiess das 1954; der Slogan war dann fast 50 Jahre in Gebrauch. "Das, was Sie Liebe nennen", sagt der stolze Werber in der Serie "Mad Men", "haben wir erfunden, um Socken zu verkaufen." Heute heisst die Anbiederungsformel von Privatsendern (mit leicht pornografischem Unterton) "Du willst es doch auch". Was gewünscht werden soll, wird vom Anbieter diktiert.

Das Erwecken von Wünschen wäre also die serielle Schaltung, auf der die Verbrauchersteuerung im 21. Jahrhundert beruht: der Abstand zwischen dem Wunsch und seiner Erfüllung ist die elastische Leine, an der wir hängen. Das Reden über die Wünsche ist der unablässig summende Akku, der tief im Inneren der Konsumgesellschaft montiert ist. Und dementsprechend eng mit ihrer Geschichte in den Wirtschaftswunderjahren verdrahtet.

"Wünsch Dir was" war der Titel einer Fernsehshow, die von 1969 bis 1972 ausgestrahlt wurde, deutsch-österreichisch-schweizerische Gemeinschaftsproduktion. In der kollektiven Erinnerung der Zuschauer von damals hat die Sendung einen besonderen Status: Sie ist zwar historisch, aber irgendwie untot. Die Fernsehserien von damals sind in das kollektive Unbewusste einer ganzen Generation eingesickert. Erstaunlich viele Leute können spontan die Namen der Moderatoren aufsagen ("Dietmar Schönherr und Vivi Bach!") und erinnern sich mühelos an einzelne Episoden, obwohl das ja mittlerweile fast 50 Jahre her ist; zum

Beispiel an die, in der eine Familie sich aus einem in einem Wasserbassin versenkten Auto retten musste, und an den Auftritt einer Teilnehmerin mit durchsichtiger Bluse. Das hat vermutlich damit zu tun, dass wir damals alle in der Pubertät waren. Und Befreiung aus dem Familienauto und aufgeknöpfte Blusen in ihrem Alltag eher selten vorkamen.

Wünsch Dir was! Das wirkliche Versprechen steckt im Titel der Sendung. Er ist eine machtvolle Anrufung, die den Angesprochenen in die Pflicht nimmt. Interessanterweise lässt er offen, ob der Wunsch auch erfüllt werden wird. Hauptsache, er wird ausgesprochen, vor Publikum. Die Formel für das Wünschen ist deswegen nicht mehr die Wunschliste und der Kitsch rund um Weihnachten, so vertraut und unentrinnbar die uns jetzt auch vorkommen mögen. Sondern eine sehr viel modernere Erzählung.

Ein sehr schöner, wenn auch etwas düsterer Film: "Stalker", gedreht von dem russischen Regisseur Andrei Tarkowski zwischen 1977 und 1979. Durch ein unerklärliches Ereignis – Besuch der Ausserirdischen? Meteoriteneinschlag? - ist eine Zone entstanden, deren Betreten verboten ist. Sie ist voller geheimnisvoller Gegenstände mit verlockenden Eigenschaften. Die Zone wird schwer bewacht: Der Stalker, eine Art grimmiger Pfadfinder und die Hauptperson des Films, bringt seine Kunden trotzdem hinein. Die Zone birgt tödliche Gefahren, aber im Inneren auch den "Raum der Wünsche". Wer ihn betritt, so das Gerücht, dessen geheimste und innigsten Wünsche gingen in Erfüllung. Der Film schildert die Reise, die der Stalker mit zwei seiner Kunden, die nur als "der Schriftsteller" und "der Professor" vorgestellt werden, in die bedrohliche Zone unternimmt, zu dem magischen Ort, an dem die geheimsten, wirklichen eigenen Wünsche wahr werden.

Komplette Wunscherfüllung war offensichtlich nicht nur das Versprechen der westlichen Konsumgesellschaft der 1970er Jahre, in der "Wünsch Dir was" lief. Sondern auch auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs, in der selbsternannten sozialistischen Utopie «Sowjetunion».

Tarkowskis Raum der Wünsche, hat der Schriftsteller Geoff Dyer 33 Jahre später in einem Buch zum Film vermutet, befand sich allerdings nie in der ehemaligen Sowjetunion. Sondern im Kopf jedes einzelnen Zuschauers. Und er ist eine Falle. Denn wer verkündet "Hier werden Deine Wünsche Wirklichkeit!", schreibt sich selbst mit diesem Versprechen nicht nur die Macht zu, diese Wünsche auch alle zu erfüllen, sondern dabei auch noch selbstverständlich auszuwählen, woraus dieser Wunsch – der eigentliche, der wichtigste, der wahrhaftigste Wunsch – denn jeweils besteht. Der Ort, an dem alle Deine Wünsche wahr werden, hat totalitäre Züge.

Offenbar ist das nicht so einfach mit dem Wünschen. Wenn der Wunsch erst dadurch in die Welt kommt, dass er geäußert wird - "Sag, was Du Dir wünschst!" -, dann steht damit immer auch die Möglichkeit des Misslingens im Raum, das Gegenteil des Gewünschten. Wünsche sind gleichzeitig hartnäckig und schrecklich empfindlich. Denn das ist es, was das Wünschen vom stillen Vorsatz und von der stummen Sehnsucht unterscheidet. Wenn eine Person ihre Stimme erhebt, redet sie nicht einfach nur lauter. Vom eigenen Wunsch zu reden heisst vom Mangel und von der Macht zu reden. Das kann nur in der ersten Person geschehen: Was verkörpere ich,

wenn ich von meinen Wünschen berichte, und in wen möchte ich mich dadurch verwandeln? Und weil mit dem Wunsch eben auch die Person Aufmerksamkeit auf sich zieht, die sich etwas wünscht, zögern wir, bevor wir uns etwas laut wünschen.

Was wir uns sehr wünschen, macht uns verlegen. Weil wir es so sehr wollen; weil es uns als ein Wesen mit Mängeln zeigt. Der Wunsch ist das, das man eben nicht ohne weiteres aussprechen kann. Weil es sonst vielleicht kaputtgeht. Ist "Stalker" deswegen so ein düsterer Film? Wünsche und Befürchtungen haben ein Nahverhältnis. Wir fürchten uns davor, unsere Wünsche auszusprechen; aus Angst, dass sie gegen uns verwendet werden, dass sie von anderen aufgespiesst, ins Lächerliche gezogen oder unmöglich gemacht werden.

Wie die eigenen Wünsche aussprechen, ohne sich zu exponieren? Wie das Begehren ausdrücken und dabei in Sicherheit zu bleiben, in der Deckung? Diese Möglichkeit gibt es, und von ihr wird in der Adventszeit besonders intensiv Gebrauch gemacht: Sprich den Wunsch nicht für Dich selbst aus, sondern für andere. Am besten für Hilflose, Stumme, Nicht-Erwachsene, Abwesende. Solche, die nicht die Macht haben, sich ihre Wünsche erfüllen zu können. In ihrem Namen wird gewünscht, und diese Sprecherposition ist gleich viel machtvoller: "Nicht um meine Wünsche geht es hier, sondern um die der armen Kinder" - oder der stummen Verfolgten, der empfindsamen Gläubigen, oder der gekränkten Toten. Und deswegen darf mir nicht widersprochen werden.

Jeder Wunsch soll etwas reparieren. Heilen. In Ordnung bringen. In den Wunsch nach der schönen Welt ist deswegen das eigene Leiden eingebaut, festgemacht am Hässlichen. Das peinliche, störende Detail, das den Gesamteindruck ruiniert. "Es könnte so schön sein!" Daher auch die Gereiztheit bei den vielen Spezialisten für das Schöne. Die wird nämlich mitgeliefert mit dem Wunsch. Gereiztheit ist eine nach innen gestülpte Welt, wo alles sehr eng anliegt. Wünschen wir uns denn das Schöne?

Der Philosoph Alain de Botton hat das Schöne kurzerhand über den Mangel definiert. "Wir nennen etwas dann schön", schreibt er, "wenn wir entdecken, dass es etwas in konzentrierter Form enthält, das uns selbst oder unserer Gesellschaft sonst fehlt." Der Wunsch nach der schönen Welt geht stets mit sehr, sehr viel Empfindlichkeit einher. Denn das Schöne ist zwar wünschenswert und sehr, sehr verlockend. Aber es macht nervös. Eigentlich müsste das Schöne doch seine Bewunderer stärker machen, optimistischer, unüberwindlich. Tut es aber nicht.

Wenn ich ganz ehrlich bin, ist das Schöne etwas viel Beunruhigenderes als der Mangel: Es ist das Mehr, mit dem ich nicht gerechnet habe. Schönheit ist Plötzlichkeit: Sie betäubt. Man kann nicht reagieren, sondern ist erstaunt und erstarrt. Das Schöne ist immer ein bisschen schamlos, gegen seinen Willen. Es ist ein Wegfluss, ein Rutschen, und weil es so schön ist, kann ich es nicht festhalten. Schönheit ist immer ein bisschen promisk und enthält eine diskrete Kränkung, nach dem Motto: "Nicht nur für Dich." Und während das Schöne mich noch sanft anfixt und verzaubert, flüstert es mir schon ins Ohr: "Ich gehöre Dir nicht." Deswegen wünsche ich es mir ja so sehnlich. Kann man sich denn die eigenen Wünsche aussuchen? Nicht ganz.

Denn dann wäre der Wunsch kein Wunsch, sondern ein Vorsatz. Die eigenen Wünsche sind etwas, das dem eigenen Willen nicht vollständig unterworfen ist. Wünsche sind kleine, selbsttätige Maschinen, die etwas mit einem anstellen. Wünsche sind konfus. Wenn man von den eigenen Wünschen redet, spricht man von der eigenen Abhängigkeit von dem, was man nicht hat. Deswegen wünscht man es sich ja. Empfindungen, die man alleine habe, sagt die Kognitionspsychologie, seien sehr anders als diejenigen, die man in Gesellschaft anderer verspüre. Das ist ziemlich einleuchtend, und erleichternd nahe am wirklichen, unordentlichen Leben. Wie überhaupt vom Wünschen reden, wenn sich die eigenen Empfindungen dadurch verändern, dass man sie anderen mitteilt?

Aus der Praxis wissen wir: unwiderruflich. Denn das ist die Pointe von den vielen Geschichten von der Fee, die verkündet, man dürfe sich jetzt drei Dinge wünschen. Das kleine Wort, dass die nette Fee gebraucht, "jetzt", ist verräterisch. Denn nicht darf man, sondern man MUSS sich drei Dinge wünschen. Und zwar gleich. Wie es weiter geht, wissen wir - aber nicht aus den Fernsehsendungen der Wirtschaftswunderjahre, und in Tarkowskis Film ist der Schrecken der Wunscherfüllung nur angedeutet.

Die Geschichte von den drei Wünschen hat ziemlich viele Versionen, und sie sind alle eher nicht so lustig. Die drei Schiffbrüchigen auf der Insel, die aus einer zufällig angetriebenen Flasche einen Geist befreien. "Dafür habt ihr drei Wünsche frei", sagt der. "Ich möchte zu meiner Frau!" sagt der erste, und schwupps, erfüllt. "Ich zu meiner Mama!" der zweite – schwupps, schon ist er dorthin verschwunden. "Oh", sagt der dritte. "Ich bin so einsam. Ich möchte, dass wir hier wieder alle zusammen sind."

José Luis Borges, Franz Kafka und H.G. Wells haben die Geschichten vom erfüllten Wunsch nach der Unsterblichkeit, nach dem Fliegen und nach der Unsichtbarkeit aufgeschrieben – alles am Schluss sehr ungemütliche Zustände, wie der Leser erschreckt feststellt. Noch bössartiger ist die Fabel, die der Kybernetiker Norbert Wiener erzählt hat. Ein Vater wünscht sich 200 Pfund – und erhält sie, als Schadenersatz für den tödlichen Betriebsunfall seines Sohnes. Er wünscht sich, der Sohn möge zurückkehren; auch dieser Wunsch wird erfüllt: Es erscheint das, was von seinem Sohn übriggeblieben ist. In allen Wunsch Dir-was-Geschichten wird der Betreffende erst mit dem dritten, letzten Wunsch die Monster wieder los, die er sich mit seinem ersten und zweiten selber auf den Hals geladen hat. Mit knapper Not.

Je weniger man sich seinen eigenen Wunsch erklären kann, sagt der Psychologe, desto stärker und unauslöschlicher sind seine Forderungen und sein Sog. Wünsche sind nicht zu Ende erzählte Geschichten. Die Wünsche und die Wunscherfüllungsszenarien von früher, die Fernsehserie "Wunsch Dir was" und Tarkowskis schöner, düsterer Film von 1979, haben sich unversehens in Quellen zur Geschichte kollektiver Empfindungen verwandelt, in denen heute ganz andere Bedeutungen sichtbar werden als in den Jahren, als sie entstanden sind.

Unangenehm an den Wünschen von früher ist nicht so sehr, dass viele im Nachhinein absurd erscheinen. Sondern dass sie sich als geschlossene und ziemlich

hartschalige Kapseln herausstellen, in die man gemeinsam mit anderen eingezogen ist, sie möbliert und dann lange bewohnt hat, freiwillig und enthusiastisch. Die gemeinsamen Wünsche waren so starkes Energie-Zeug, weil sie abwesend waren. Wünsche sind psychische Anti-Materie.

Die klassische indische Astrologie kannte neben der Sonne, dem Mond und den Planeten bis zum Saturn auch noch Rahu und Ketu, die beiden Schattenplaneten: unsichtbar, aber wirksam. Rahu ist der Übertreiber, der Verstärker, lässt Salman Rushdie in "Shalimar der Narr" die indischen Spezialisten erklären, Ketu der Hemmende, der Unterdrücker. Gemeinsam seien sie für Liebe und Abneigung zuständig, als Kopf und Schwanz des Drachen.

Die eigenen Wünsche sind solche Drachen, unsichtbare, schnelle und gepanzerte Tiere. Und sie können beißen. Die grösste Strafe für eine Forderung, hat der Pop-Theoretiker Diedrich Diederichsen geschrieben, sei ihre Erfüllung, isoliert von ihrem historischen und gesellschaftlichen Kontext. Flache Hierarchien, selbstverantwortliche Angestellte, Selbstverwirklichung, Flexibilisierung, unvorhersehbare Lebensläufe, lifelong learning. Jedes dieser Stichworte, so Diederichsen, stand einmal für die Erfüllung jener grossen Wünsche, die Linke und Progressive vor 50 Jahren gefordert hatten. Heute bezeichneten sie die grimmige Realität neoliberaler Zwänge.

"Was wünschst Du dir?", fragte ich meinen Bruder auf der nächtlichen Stadtautobahn. Es schneite, und wir fuhren zu seiner Tochter, die auf der Intensivstation im Krankenhaus lag, es war halb ein Uhr morgens, und wir waren müde und dünnhäutig, nächste Woche würde die Operation sein, die dritte oder vierte. "Ich glaube manchmal", sagte er, "es gibt zwei Arten von Wünschen. Die einen sind Versprechen von aussen, die man irgendwann einmal bekommen hat. Das sind die Herzenswünsche, die Energie und Zuversicht produzieren, Pläne, auf die Zukunft gerichtet, auf Dinge, die man irgendwann einmal machen wird. Und dann gibt es eine zweite Art von Wünschen. Das sind solche, in denen etwas wiedergutmacht werden soll, eine Lücke, ein Mangel, etwas, was in der Vergangenheit geschehen oder eben nicht oder falsch geschehen ist, ein Loch, das gefüllt werden muss. Es gibt also Versprechenswünsche. Und Reparaturwünsche. Dann kamen wir beim Krankenhaus an.

Der Psychologe, dem ich das später erzählt habe, hat dazu gemeint, die Vorstellung, man könnte zwischen dieser ersten und dieser zweiten Art Wünsche immer eindeutig unterscheiden, käme ihm sehr optimistisch vor. Das sei, vermute er, selber schon ein Wunsch.

Aber dann gibt es doch den einen Wunsch, den ganz grossen. Den Erwachsenenwunsch, von dem so viele Romane handeln, seit 200 Jahren, Gedichtbände, Ratgeberliteratur, psychologische Theorien, Operetten. Durch die grosse Gefühlsmaschine Film ist dieser Wunsch seit 125 Jahren buchstäblich allgegenwärtig geworden, und in der Unterhaltungs- und der Popmusik erst recht. Jeder von uns hat als 12, 13-jähriger angefangen, davon zu träumen, und wir hören damit nicht mehr auf, weil wir die Symptome, die Dramaturgie, die Ohrwürmer dazu alle im Kopf haben. Der grosse kollektive Wunsch, der verspricht, ganz einzigartig

individuell Wirklichkeit zu werden, wenn Du nur dran glaubst, wenn Du alles dafür tust, wenn Du bereit bist: Die Grosse Liebe. Mit Dir, lautet seine Formel, ist es wie Weihnachten. Nur auf Dauer. Und für immer. Nirgendwo haben die eigenen Wünsche so viel Macht wie in diesem Theater. Es gibt zwei Situationen, in denen man sehr schnell sehr viel lernt und behält. Erstens, wenn man sich verliebt. Dann fliegt einem alles, was mit der geliebten Person auch nur im Entferntesten zu tun hat, zu, mühelos, und bleibt fest gespeichert. Lange Telefonnummern, ausgefallene Buchtitel, alles. Und zweitens merkt man sich alles, jedes schmerzhaftes Detail, wenn man sich blamiert. Das hängt zusammen, oder?

Verlieben ist beides gleichzeitig: der grosse Wunsch und der unerträgliche Mangel. Es ist ein Satz in der ersten Person: Ich will mehr. Man will die geliebte Person ansehen (noch länger, noch eingehender ansehen). Man will mit ihr sprechen (noch mehr sprechen, noch mehr hören). Man will sie anfassen, mit ihr schlafen, mit ihr leben. Eine ganze Kette von Wünschen, die, einmal erfüllt, sich sofort in ihre nächstgrössere Version ausstülpen, wie die russischen Puppen, nur andersherum, immer grösser und umfassender. Verliebtsein ist die nachträglich realisierte Präsenz der begehrten Person, dieses staunende: "Und Du warst die ganze Zeit da (in dieser verregneten Stadt, in dieser langweiligen Firma), ohne dass ich es gewusst habe." Es steckt ein besonderes begriffsstutziges Glück in diesem Es-nicht-gewusst-haben, und die Wunscherfüllung löst es nun triumphierend ein.

So fühlt er sich an, der ganz grosse Wunsch. Er ist siegreich und unverschämt auf die gemeinsame Zukunft gerichtet. Man verliebt sich, weil die geliebte Person das Versprechen verkörpert, sich mit ihr in jene Version von sich selbst zu verwandeln, die man sich immer schon gewünscht hat, und das ist von grosser und buchstäblich unheimlicher Gewissheit. Die geliebte Person wird zum Wunschspeicher. Sie verkörpert das eigene Verlangen und macht es gleichzeitig unzugänglich, weil sie eben nicht der eigene Körper ist. Sie wird zum Wunsch-Tresor, hermetischer Behälter für das, was man selbst in ihr verborgen hat. Daher auch der hübsche Ausdruck: Mein Schatz.

Alle Liebenden haben die Fähigkeit, fest an Wünsche zu glauben. Inklusive derjenigen, die sich gegenseitig widersprechen. Vermutlich meinte der Dichter Stendhal das, als er geschrieben hat, dass wir uns die Person, die wir lieben, selbst erschaffen. Aber wenn das so ist, fährt er fort, "dann sollten wir uns über die Ergebnisse dieses Wunschs auch nicht allzusehr beklagen". Das war 1822. Seither, sagt mein Psychologe, beklagen wir uns über das, was wir uns so sehr wünschen. Im Namen der Liebe wird gefordert, dass man doch jetzt endlich ganz man selbst sein soll, ganz unverstellt. Gleichzeitig soll man die ungesagten Wünsche des Anderen erfüllen – und zwar gerade die. Deswegen wird das romantische Projekt auch umso authentischer und wahrhaftiger, je weiter sich seine Erfüllung hinausschiebt und je mehr Arbeit dafür notwendig ist. Ist Wünschen eigentlich Arbeit? Und hier taucht dann auch das warnende kleine Blinklicht auf, dass es vielleicht doch nicht so einfach ist, die grossen Wünsche, die "Jetzt-wird-alles-in-meinem-Leben-sofort-gut"-Wünsche der geliebten Person überzuziehen. Wie einen Strumpf. Oder eine riesige Strickmütze. Es wird dann doch sehr leicht eng und finster da drin.

Die Wunscherfüllung in Liebesgeschichten ist auffällig oft wortlos. Man hat einander angestrahlt. Man ist miteinander ins Bett. Dieses Pochen des Fleisches war wunderbar neu; deswegen war es vorher unbeschreiblich, weil es eben nicht Rückkehr zu etwas war, was man schon einmal gehabt hatte. Und die Person roch himmlisch gut. (Sicheres Zeichen.) Man war eingesponnen in etwas, das man nicht benennen konnte, in einen Zauber, eine Wolke. Ein paar Wochen oder Monate später beginnt sich dieser Blütenstaub und magische Nebel langsam wieder aufzulösen.

Und damit sind auch die Wünsche wieder da. Wünsche sind beständig, weil eigene Mängel auch recht treu sind. Die eigenen Wünsche, einmal benannt, werden zu einer Art Haustier oder besser (denn sie sprechen ja zu einem) zu Familienmitgliedern, ziemlich anhänglichen. Man arbeitet daran, sie zu erfüllen, und sie verändern sich dabei; immer zu langsam, scheint es, während man umgekehrt beständig von den eigenen Wünschen bearbeitet wird. Wie man in der Rückschau merkt. Immer nur in der Rückschau. Was passiert eigentlich mit den Wünschen aus der Vergangenheit, die in Erfüllung gegangen sind? Verschwinden die?

"Alles, was wir uns wünschen, vorstellen und erhoffen, trifft auch unausweichlich ein" lässt Juri Andruchowitsch am Beginn seines Romans "Zwölf Ringe" seinen Erzähler verkünden. "Aber immer zu spät und nie so, wie wir es erwarten. Wenn es uns schliesslich begegnet, erkennen wir es nicht einmal. Deshalb fürchten wir uns vor der Zukunft, vor Reisen, Kindern und Veränderung. Auch ich kann mich dagegen nicht wehren, ich tue nur so." In der Erfüllung der Wünsche bekommt man immer mehr als das, was man ersehnt hat. Vergessenes alleine bleibt jung und schön, hat Robert Walser gesagt, und der wusste, wovon er redete.

Im April des Jahres 2000 machte ein Computervirus Schlagzeilen, das sich als email durchs Netz verbreitete: Wer die Nachricht öffnete, lud es ahnungslos auf die eigene Festplatte, von der sich das Virus dann selbstständig an alle gespeicherten eigenen Adressen weiterverschickte und den Computer damit ruinierte – jedenfalls wenn man das gängige Microsoft-Programm verwendete. Die infizierte Nachricht war in der Betreffzeile "I love you" überschrieben, und das gab dem Ganzen eine nette theoretische Dimension: Will man wirklich wissen, was die Nachricht enthält, die so emphatisch Abhängigkeit verkündet? Also auf ins Land der grossen Wünsche, wo diese Erklärung die "declaration of dependence" ist, eine Schwurformel, die immer wieder neu eingefordert werden darf. Aber wer ist wer im "Ich liebe Dich", Du bist Du, ich bin ich?

Schon lustig, dass die Leute so lauthals von der Liebe und dem Sex als Ausdruck ihrer eigenen Geschichte reden – als dem Wunscherfüllungsort ihrer Eigenständigkeit schlechthin. Die Wahrheit ist vielleicht allzu klebrig, um sie laut herauszutrompeten. Deswegen wird sie schüchternen Sozialwissenschaftlern überlassen, und die wiederholen sie dann geduldig: Liebe fühlt sich sehr einzigartig und hoch persönlich an. Aber Liebe ist das, was die Gruppe markiert, der wir selber angehören; denn wir gehen vorzugsweise mit Angehörigen unserer eigenen sozialen Klasse ins Bett, mit dem passenden Bildungsgrad, kompatiblen ästhetischen Präferenzen, ähnlichen Einkommen und ähnlichen Elternhäusern. Selten im Leben

ist man den eigenen Eltern so nahe wie in jenen Momenten, in denen man mit einer anderen Person im Bett liegt und mit ihr schläft.

So geht Wunscherfüllung:

Überglücklich und gleichzeitig besorgt (oder verzweifelt) ist man mit dem Verschwindenlassen dessen beschäftigt, was in diese Paarung nicht hineinpasst. Denn das gibt es ja auch.

Auf Hochzeitsfesten werden sehr gerne die Kinderfotos und Kinderfilme der Brautleute gezeigt: Auf einer improvisierten Leinwand erscheinen dann Schnappschüsse von Braut und Bräutigam in den Windeln, als Kleinkinder mit den Eltern am Strand oder am See. Der Beamer wirft sie als Heranwachsende mit komischen Frisuren an die Wand, und die Hochzeitsgäste stehen mit den Weingläsern in der Hand daneben und schauen zu. Alle diese Fotos und Filme können so demonstrativ von Intimität künden, weil sie sich auf anheimelnde Weise ähneln. Deswegen ist man ein bisschen gerührt. Aber nach der vierten oder fünften Hochzeit mit Kinderbildern in Endlosschleife auf der Leinwand wird klar, dass diese Diashows vielleicht nicht nur unbeschwerte selbstgemachte Unterhaltung sind. All das Vergangene, das ja auch Bestandteil ganz anderer Geschichten geworden sein könnte, wird in eine Reihenfolge gebracht, die beruhigenderweise auf die jetzt stattfindende Hochzeit zuläuft. Die Bildgeschichte zeigt nicht nur die Notwendigkeit, sondern die Zwangsläufigkeit der Heirat. Die wird dadurch zum erfüllten Wunsch, zum Happy End.

Könnte es sein, dass die Paar-Partner sich gegenseitige Errettung aus einer Zwangslage versprechen, die sie miteinander erst erzeugen, der double-bind des Grossen Wunschs? Mein Psychologe lächelt verständnisvoll und nachsichtig. "Als Historiker", sagt er zu mir, "wissen Sie natürlich, das es so etwas wie Autonomie nicht gibt." Und das zeigen einem die eigenen Wünsche. Und die der anderen erst recht.

Das befreundete Paar hatte sich das sehr bestimmt gewünscht. "Du musst jetzt aber einmal zu uns zum Abendessen kommen." Eigentumswohnung mit Seeblick, dunkel gebeizte Fussböden, begehbare Schränke, Bad mit extra Lautsprecher, und alle Schubladen stossgedämpft: Wenn man sie mit Schwung zusties, verlangsamten sie auf den letzten Zentimetern und schlossen sich ganz sanft von selbst. Das alles wurde dem Besucher vorgeführt, und am Schluss war der Stolz auf das besondere Senfgelb in der Küche ("Le Corbusier, original!") von Scham fast nicht zu unterscheiden. Hier war ein Paar-Wunsch zu sich selber gekommen, stossgedämpft. Selbstschliessend.

Macht sie mich denn glücklich, die Erfüllung meiner eigenen Wünsche? Ab einem bestimmten Alter – Ende dreissig, ab Mitte vierzig sowieso – ist man behängt mit eigenen Wunschobjekten. Man hat sie erfolgreich erworben, und sie sind mitgealtert: Die grosse Liebe, in Form von Ehegatten. Kinder. Autos. Immobilien. Titel. Bücher. Narben. Bäuche. Alles Materialisierungen dessen, was man sich in der Vergangenheit gewünscht hat. Auf jedem dieser Dinge steht gross: "Das wolltest Du. Und jetzt hast Du's." Es sieht so aus, als würden mir diese Dinge mehr Bodenhaftung geben, Gewichtigkeit. Und mich gleichzeitig auch fragiler machen. Wackeliger. Die

eigenen Wünsche machen einen zum Weihnachtsbaum – zur häuslichen Dekoration. Die Dauerhaftigkeit der Bindung an das Wunschobjekt beruht auf jenen Mängeln, die eben dieses Objekt – Mann, Frau, Auto, Kind - ausgleichen soll. Sei mein zweiter Körper. Leide für mich.

In der abendländischen Philosophie ist unklar, ob eine Handlung gleichzeitig notwendig und desaströs sein kann, die entsprechenden Spezialisten diskutieren das seit vielen Jahrhunderten; aber in der Praxis passiert das dauernd. Deswegen die besondere Rolle der Dementis, mit denen die Paar-Liebe ununterbrochen erklärt werden muss. Dabei ist es naheliegend, dass die Partner jeweils dem anderen den Mangel an Gefühl und Hingabe zuschreiben; denn nie ist man selbst so unangreifbar wie in jenen Momenten, wenn man von sich selbst als gefährdet redet. Wie jede gute Tyrannei hat das auch Vorteile für den oder die, die sich dem unterwirft. Die selbst verkündete, totale, bedingungslose Bindung an die geliebte Person soll einen davor schützen, die Wahrheit über den eigenen Wunsch zu erfahren.

Es gibt etwas, das Menschen mögen, ohne zu wissen, dass sie es mögen, und das ist Selbstbestrafung. Diese Selbstbestrafung ist ein wirksames Machtmittel: Denn Selbstbestrafung erzeugt wie durch Zauberhand die Rechtfertigung für das eigene Handeln, egal wie egoistisch oder bizarr es ausfallen mag: "Ich darf das, weil ich so sehr leide. Meine Schmerzen und Entbehrungen durch meinen Wunsch sind so gross, dass ich dafür nicht kritisiert werden darf."

War DAS der Wunsch? "You live the results of old plans", hat die Künstlerin Jenny Holzer geschrieben und dann den Slogan als riesiges Werbebanner von einem Flugzeug aus über New York kreisen lassen während der republikanischen Parteitagskonferenz 2004. Aber das Wetter war schlecht, keiner konnte es sehen.

Wie haltbar sind sie denn, die Wünsche? Die eigenen alten Wünsche von früher bekommen im Nachhinein plötzlich neue Bedeutungen, so wie die Fernsehsendung "Wünsch Dir was" und Tarkowskis "Stalker" heute so komplett anders aussehen als in der Zeit, in der sie zum ersten Mal auf der Leinwand zu sehen waren. Unsere Wünsche sind das, was wir nicht festhalten können. Sie entschlüpfen auf jeden Fall, nämlich auf Dauer. Das Resultat von Wunscherfüllung ist Ambivalenz. Wenn der Wunsch sich erfüllt hat, sieht das Gewünschte anders aus als vorher. Sehr anders. Überschaubarer sagen wir einmal. Wenn aus dem Wunsch Wirklichkeit geworden ist, wieviel Platz für einen selber bleibt dann eigentlich in all den Umarmungen, in der Verschmelzung, in der grossen, gemeinsamen und unabsehbar langen Weihnachtsbescherung der Gefühle?

Die Dichter und die Philosophen kennen sich da aus. Wie glücklich macht es einen, wenn die eigenen Wünsche in Erfüllung gehen? Die Wünsche, schreibt die Dichterin Monika Rinck in einem Essay über die Wunder von Libido und Alltag, sind eine Wildnis. Glück, hat der Philosoph Martin Heidegger geschrieben, sei das, was unsere innigsten Wünsche über den Haufen wirft. Weil es sie irrelevant macht und uns von ihnen entlastet. Man sollte nicht erwarten, fügt Monika Rinck hinzu, dass das Glück tröstlich sei.

Natürlich wünschen wir uns selber – und anderen – Glück; deswegen gibt es ja die Redensart vom herzlichen Glückwunsch. Es sieht aber ganz so aus, als hätte das Glück – das richtige, grosse - ziemlich viel mit Überraschung zu tun, mit etwas, wovon man vorher gar nichts wusste und dass man sich deswegen vorher auch gar nicht wünschen konnte. Und es sieht auch ganz so aus, als würde intensive Freude und Genuss am überraschend Geglückten einen der geliebten Person entfremden, durch den Übermut, den dieses unerwartete Geniessen erzeugt. Dieser glückliche Übermut ist gar nicht so leicht zu teilen. Während schlechtes Gewissen, Depression und Schuld offenbar ziemlich gut als Beziehungsklebstoff funktionieren.

Es gibt erfolgreiche Wunscherfüllungen aus der Vergangenheit, mit denen sich schlecht leben lässt. Die begehrte Person, die man sich so innig hergewünscht hat, ist da; auf Dauer. Durch die grosse Nähe beginnt sie sich zu verformen. Wie in einem extrem verlangsamten Film bekommt sie ein verzerrtes Gesicht und verbogene Gliedmassen bis sie als eine Art Karikatur ihrer selbst erscheint. Wenn das vor den eigenen Augen abläuft, glaubt man es zuerst nicht, das kann doch nicht sein. Das ist ein Irrtum, sagt man sich, ein böser Zeichentrickfilm; aber es geschieht wirklich, und natürlich geschieht es nicht mit dem Gegenüber, sondern mit einem selbst. Man schluckt das dann erst einmal hinunter und hofft, dass es vorbei geht. Aber es geht nicht vorbei. Es ist nämlich nicht die andere Person, die die sich da verändert. Sondern die eigene Wahrnehmung. Irgendwann ist dann soweit, dass man es sich eingesteht. Und noch einmal schluckt und dann sagt: "Das habe ich mir nicht gewünscht." Und nicht weiterwünschen und nicht weiterlieben müssen ist dann die grosse Erleichterung.

Gewöhnlich folgt darauf Wut – ein eher hilfloser Zustand. Wenn der selbstgemachte Zeichentrickfilm das eigene kostbare Libido-Objekt von früher aufgelöst hat, dann kritisiert man erst einmal die anderen. Es finden sich schon welche, am besten die ehemals geliebte Person. Irgendwie sind ihre unzureichenden Anstrengungen schuld. Der Verrat ist nur ungenau beschreibbar, aber deswegen umso ungeheurer. Verfälscher überall - Freunde, Tanten, Therapeuten: egal - haben das, worum es eigentlich gegangen ist, heimlich hinter dem eigenen Rücken gegen einen schalen Ersatz ausgetauscht. Einen Wechselbalg, eine böse Kopie dessen, was man sich so innig gewünscht hatte.

Den ganz Grossen Wunsch erkennst Du daran, dass Du ihn nicht mehr ohne weiteres rückgängig machen kannst. Und nur durch einen mindestens ebenso grossen anderen Wunsch wieder loswerden.

Im Reich der Wünsche gibt es eine Art Tapferkeit, die von Begriffsstutzigkeit fast nicht zu unterscheiden ist. Wenn die grossen Lebens-Liebes-Wünsche auseinander gehen, muss hinterher Ursachenforschung betrieben werden. Liebesgeschichten verwandeln Verlasser und Verlassene gleichermassen in Historikerinnen und Historiker in eigener Sache, die nachträgliche Es-muss-doch-einen-Grund-gegeben-haben-Dramen aufführen, jeweils mit sich selbst als leicht irrem Detektiv in der Hauptrolle, Columbo ohne Unterhosen.

Das gehört in die Hände der zuständigen Spezialisten. Dr. Schnitzler, würden Sie bitte übernehmen? Arthur Schnitzlers "Traumnovelle" enthält eine doppelte Lektion,

und Stanley Kubrick hat sie in seinem Film "Eyes Wide Shut" mit geradezu unheimlicher Artifizialität – je künstlicher, desto konzentrierter - noch einmal wiederholt. Erstens: Die eigenen Fantasien und die eigenen Wünsche werden erst dann bedrohlich, wenn man sie in der Wirklichkeit nachspielen will. Wenn man die Wunschfantasie Fantasie bleiben lässt, passiert gar nichts. Zweitens: Es gibt kein zweites Passwort, das Du wissen musst, um das Rätsel deiner eigenen Wünsche zu lösen. Was Du weißt, ist ausreichend.

Also scheitert man mit den Wünschen auf jeden Fall?

Kommt darauf an. Richtige Veränderungen erkennt man daran, dass man sich nicht mehr auskennt. Die vertrauten Zeichen, die Orientierung ermöglicht haben, fallen weg. Veränderungen sind deswegen grotesk und buchstäblich formlos. Sie können gar kein anderes Erscheinungsbild haben als Unförmigkeit – Luftmassengrenze, Wolke, Nebel. Deshalb ist es so kompliziert, sich etwas jenseits der eigenen Wünsche vorzustellen, weil die Wünsche aus lauter Stücken Vergangenheit zusammengesetzt sind.

Das schlimmste mögliche Ergebnis von Veränderung ist nicht das Unvorstellbare. Das schlimmste mögliche Ergebnis ist das Wiederaufstehen der eigenen Wünsche von früher. Den dicken schwarzen Seelenteer, das richtig grosse Unglück erkennt man daran, dass es einen beständig zu den eigenen alten Wünschen zurückschickt. Man probiert es dann einfach noch einmal. Und kehrt zurück zu genau den Sehnsüchten und Plänen, die einem die Ehegatten, die Affären, die Autos, Titel, Anzüge und Bäuche verschafft haben. All das, was an einem herunterhängt. Ein Wunsch, der immer wieder auftritt, ist irgendwann kaum mehr zu unterscheiden von dem, was in alten Texten Verwünschung geheissen hat. Am liebsten und innigsten leiden wir offensichtlich an dem, was wir uns gewünscht haben. Und deswegen fürchten wir uns vor dem, was wir uns wünschen sollen.

Deswegen scheitern sie so oft, die armen Werber, die den Konsumenten mit all den Plakaten und Anzeigen zu diktieren versuchen, was die sich doch bitte wünschen sollen. Die deutschen Frauen wollten seit 1954 eben dann doch nicht nur die Küchengeräte von Bauknecht, sondern noch ganz andere Dinge. Der Wunsch und das ausgesprochene Begehren sind in einer Art Moebiusband verbunden: eine sich wiederholende Endlosschleife, in der Du immer an derselben Stelle vorbeikommst, aber auf der anderen Seite, wo die Erfüllung eben noch nicht ist. Du bist auf immer eingesperrt in der Fernsehsendung "Wünsch Dir was", mit Dietmar Schönherr und Vivi Bach. Und in Tarkowskis Zone, wo Du mit dem Stalker im feuchten Nebel herumstapfst.

Entspann Dich, sagte der freundliche Yogalehrer. Schliess die Augen. Gib das Gewicht an den Boden ab. Stell Dir ein geparktes Auto vor, in dem ein Hund sitzt. Wenn Du an dem Auto vorbeigehst, wird der Hund darin anfangen, aufgereggt auf und ab springen und laut zu bellen; er meint nämlich, dass er das Auto verteidigen müsse vor dem vorbeigehenden Passanten. Meistens, sagt der Yogalehrer, sind wir selber der Hund. Das, was passiert, hat mit uns nichts zu tun. Und wir könnten das aufgeregte Aufspringen und Bellen eigentlich genau so gut lassen. "Versteh ich

schon" sagte jemand in dem stillen Raum. "Aber wie komme ich dann aus dem versperrten Auto eigentlich wieder heraus, so als Hund?"

Wer länger über Wünsche nachdenkt, dem wird eine relativ simple Tatsache sehr deutlich, auch wenn die jetzt zu Weihnachten ein bisschen unpassend ist. Dass man nämlich auf die Dauer mit erfüllten Wünschen weniger gut leben kann als mit unerfüllten. Der ganz grosse Wunsch, der Dir unerfüllt geblieben ist, obwohl Du alles versucht hast - der Job, die Liebesgeschichte, die Karriere – ist nur vermeintlich Scheitern. Wenn Du alles probiert hast, damit der Wunsch in Erfüllung geht, immer wieder, dann kannst Du ihn aber am Schluss in etwas anderes verwandeln. Durch höfliche Verabschiedung, und durch die Frage: "Will ich das, oder muss ich das?" Und: "Wenn es eben nicht geht, dann muss ich es auch nicht müssen." Und: "Ich bin eine freie Person. Tschüss, Wunsch. Deswegen darf ich jetzt etwas Neues anfangen." Der gescheiterte Wunsch ist ja eben nicht Scheitern. Sondern Freiraum - er schafft den leeren Platz, der Veränderung ermöglicht. Also wäre dasjenige, das einen glücklich macht, das Ding jenseits dessen, was man sich gewünscht hat. Das unerwartete Objekt. Und eigentlich weiss man das auch. Vor allem zu Weihnachten. Weihnachten demonstriert, dass beim Wünschen der Wunsch nach Unabhängigkeit und Eigenständigkeit nicht honoriert wird und auch nicht honoriert werden kann. Weihnachten ist vermutlich das unheimlichste aller Feste, weil es das Heimelige von Früher totalisiert: die Rituale, die man immer wieder befolgen muss. Das Geniessen der Kopie und der Wiederholung von stereotypen Bildmotiven – das Christkind und die Weihnachtsgans, oder der Weihnachtsmann und der Dresdner Stollen, je nach Gusto und Sprachregion - wird als trotziges Eigenes ausgedrückt: Ich wünsche es mir, WEIL es kitschig ist. Weihnachten, anders gesagt, ist Wiedergutmachung. Und nichts ist so unbarmherzig wie Wiedergutmachung als Wiedergewinnung des vermeintlich Vertrauten. Weil sie einen erbarmungslos an die eigenen unerfüllten Wünsche von früher klebt.

Gemessen daran, mit welcher irren Intensität jedes Jahr im Herbst der Advent in den Fussgängerzonen begrüsst wird, ist die Schnelligkeit auffällig, mit der die Deko am 28. Dezember wieder weggeräumt werden wird. Tag der Unschuldigen Kinder, sagt mein katholischer Heiligenkalender, von Herodes massakrierte Minderjährige in Palästina. Wenn Weihnachten vorbei ist, sind alle erleichtert. Wenn Weihnachten ein Ritual ist, ist es eine grosse Bussübung. Die Weihnachtsfeiertage sind die hohe Zeit der Beschwörung aller möglichen traditionellen Dingsbums. Das Fest in seiner heutigen Form ist ungefähr genau so alt wie das Maschinengewehr und die modernen Massenmedien, deswegen. Der Januar dagegen ist der Anbruch der Moderne. Neustart. Abschied. Klarheit. Fühlt sich gut an.

Was sich die Leute wünschen – und nie wird das so deutlich wie Weihnachten - sind Schönheit und Zeit. Das wirkliche Vergnügen, hat der englische Psychoanalytiker Adam Phillips geschrieben, liege ohnehin nicht im Erfüllen der Wünsche, sondern darin, sie zu imaginieren. Deswegen arbeiten wir manchmal auch so hart, wie wir können, um nicht das zu bekommen, was wir wollen. "Wir wissen nicht, was wir mit unseren Wünschen anderes anfangen könnten als sie zu verwirklichen." Wenn das, was Du Dir am meisten wünschst, darin besteht, überrascht zu werden, dann ist es sehr wahrscheinlich, dass jeder bewusste und absichtliche Versuch der Erfüllung Dich skeptisch stimmt. Es war übrigens der Schriftsteller Marcel Proust, der seine Leser

davon überzeugen wollte, dass es eben die Unmöglichkeit der Wunscherfüllung ist, die dem Wünschen seine Wirkung und Macht verleiht und aus der wir unseren Glauben an das Wünschen beziehen. Der Wunsch selbst ist das, was zählt. Seine Erfüllung ist Ablenkung, Irrtum, Falle. Der Impuls, den Wunsch endlich wahr zu machen, ist so gesehen ein Missverständnis. Du musst vielmehr etwas finden, das Du wirklich willst. Und dann Gründe, es nicht zu tun.

Das kommt einem irgendwie bekannt vor. Nur der Vorgeschmack befriedigt. Ist das jetzt mein eigener Wunsch oder der von jemand anderem, den ich mir erfüllen soll? Befreiung, so lehrt einen Weihnachten jedes Jahr, ist am Schluss wahrscheinlich die Befreiung von den Wünschen. Und nicht Wunscherfüllung, sondern Befreiung ist Lust.